Roger Steck : fasch es Spiegelbild

Autor(en): **Bietenhard, Ruth**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Mundart : Forum des Vereins Schweizerdeutsch**

Band (Jahr): **5 (1997)**

Heft 3

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-962069

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Roger Steck
Fasch es Spiegelbild.

Roger Stecks Romane faszinieren mich, alle vier bisher erschienenen. Seine «Heldinnen und Helden» sind immer Menschen, die unfreiwillig mit dem Leben und seinen Vorschriften in Konflikt kommen: Der Mann, der Selbstmord begeht, um eine Frau von der Mordanklage zu retten («Di faltschi Wahrheit»), die ihr kleines Kind überfährt («Liebi wartet nid»), der Bursche, der bei der Selbstverteidigung den Gegner gerade tötet («E herte Lehrblätz») – das ergibt lauter existentielle Fragestellungen, die ein Schriftsteller je nach Beruf ganz verschieden löst. Für Steck als Jurist ist das Gesetz ein unumstösslicher Teil seines Lebens. Nur er konnte den Rat formulieren: «Me söll ds Verbottene vernünftig tue» oder «genau dert, wo d Lücke sy, mues me vernünftig handle! (In: «E herte Lehrblätz»).

Unweigerliches unfreiwilliges Schuldigwerden und der Versuch, sich so zu verhalten, dass «es trotzdem geht» – das ist auch die Problemstellung im neuen Roman, der von zwei Zwillingschwestern handelt, die bisher alles gemeinsam erlebt und auch geteilt haben, und nun plötzlich mit der Liebe kontrontiert werden, die wirklich nur die eine von ihnen betrifft, aber in der andern eine unbezwingbare Eifersucht wecken muss. Konflikt und Katastrophe sind unausweichbar! Im Buch wendet sich im letzten Moment alles zur friedlichen Lösung, notabene dank der erstaunlichen Geduld des Liebhabers. Spannend von der ersten bis zur letzten Zeile ist auch dieser neue Roman, und er beschäftigt einen nachhaltig.

Sehr oft ertönt von Lesern der Werke von Steck der Vorwurf, er schreibe ein sehr hochgeschraubtes Berndeutsch, eine Art «Dialekt-Hochdeutsch». Steck selber wehrt sich dagegen mit dem Argument, ein Roman habe Anrecht auf eine «gehobene Sprache». Mir scheint, jeder Autor dürfe unbedingt die Sprache wählen, die er als passend empfindet, ganz besonders in der Mundartsparte. Ist nicht das Schönste an jeder Mundart die Freiheit, mit der jeder Sprecher die Formen und Worte wählt, die er für die jeweils passenden hält. Dazu ist Stadt-Berndeutsch seit Jahrhunderten der Hochsprache näher als die Landmundarten. Die Schulen in der Stadt wirkten seit der Reformation in dieser Richtung und auch das Kanzleideutsch besass einen gewissen Einfluss. Uns Stadtberner deshalb des sprachlichen Hochmuts zu bezichtigen (etwa weil wir als «-l-nd-Sprecher» gelten), war nur solange erlaubt, als umgekehrt die Stadtberner das Landberndeutsch als eine grobe, ungebildete Sprache verlachten. Heute sind diese gegenseitigen Anrempeleien längst verschwunden. Was nun Stecks Sprache betrifft, habe ich sie etwa schon als etwas «gstabelig» bezeichnet. Gewisse psychische, philosophische und eben auch juristische Überlegungen sind nun einmal schwer im Dialekt auszudrücken. Schliesslich haben wir alle sie nur auf hochdeutsch kennen gelernt! Rudolf von Tavel hat rundweg vermieden, solche Erklärungen auf berndeutsch auszudrücken. Er

lässt sie weg und überlässt es dem Leser, die Untertöne selber herauszuspüren, etwa den Konflikt des Herrn Heros im «Frondeur» zwischen barocker Repräsentationspflicht und Gerechtigkeit seinen «Untertanen» gegenüber. Unsere Dichter lieben es, den Konflikt mit Bildern auszutragen, etwa Kurt Marti im Gedicht: *Zyt isch nid Zahl, nid Strecki, Zyt isch es Löcherbecki, wo scho nach churzem Ufenthalt der Mönsch z dürab i d Unzyt fallt.* Roger Steck kann hier den Juristen nicht verleugnen. Er wählt den dritten Weg: Lieber ein gedankliches Problem in «gehobener» Sprache formulieren als es umschreibend herabzusetzen. Und diesmal gelingt es ihm sehr gut, eine merklich entspanntere und weichere Sprache zu brauchen. Es mag am Inhalt des Buches liegen, aber auch daran, dass er ab und zu in die französische Sprache ausweichen kann, die wir Stadtberner ja viel besser ertragen als die Schriftdeutsche! Und so ist die Lektüre auch ein sprachliches Erlebnis, nicht nur ein inhaltliches. Ob man das auch von seiner Schreibweise, die meist der der Tavel-Romane entspricht, sagen will, muss dagegen jederman selbst entscheiden. Dazu möchte ich mich nicht äussern. Leichter lesbar als die von – leider- Viktor Schobinger ist sie allemal.

Ruth Bietenhard

Roger Steck, Fasch es Spiegelbild. Roman. Fischer Media Verlag, Münsingen. 1997.

«Änet em Zuun»

Fritz Widmers morgendliche Radioworte

Seit Mitte der sechziger Jahre, als das Berner Chanson geboren wurde, ist Fritz Widmer als Mitglied der mittlerweile legendären Berner Troubadours im Bernbiet bestens bekannt. Seit 1994 spricht dieser auf Schweizer Radio DRS 1 und DRS 2 zwei- bis dreimal jährlich eine Woche lang auch das «Wort zum Tag» und ist dadurch in der ganzen deutschsprachigen Schweiz kein Unbekannter mehr. Jetzt sind seine morgendlichen Radiogedanken von 1994-1997 beim Zytglogge-Verlag Bern unter dem Titel «Änet em Zuun» in Buchform erschienen. Ausgehend von Alltagsbeobachtungen, Erinnerungen und Erfahrungen spricht Fritz Widmer in den 48 Morgenbetrachtungen in sprachlich und inhaltlich dichter, prägnanter Form unter anderem über das Singen und Musikhören; über das Anfangen und Aufhören; über das Sprayersprüche und Graffiti; über die seiner Ansicht nach magischen Momente vor und nach dem Erwachen, über unberühmte, aber um so interessantere Leute und auch über seine Enkelkinder, denen im neuerschienenen Buch mehrere Texte gewidmet sind.

Neben den berndeutschen Radiobeiträgen enthält der schön und übersichtlich gestaltete Band auch 18 neue Mundartgedichte, die Fritz Widmer zum Teil in seine Betrachtungen eingebaut hat und die seine Radiorubriken besonders wertvoll machen. Es sind feine poetische Zeilen, in denen der Autor viel zur